

DIE FACKEL

Nr. 48

WIEN, ENDE JULI 1900

II. JAHR

In Wien treibt sich gegenwärtig einer der gefährlichsten Strolche herum, die je der Fremdenstrom auf dem Pflaster einer Großstadt abgesetzt hat. Sogar die 'Wiener Abendpost' hat von dem Eintreffen des Individuums halbamtlich Notiz genommen und am 23. Juli — wohl zur Warnung für alle Bewohner Wiens — verkündet: »Se. Majestät König Milan ist heute früh aus Karlsbad hier angekommen.«

Se. Majestät ist aber nicht etwa, wie man im ersten Moment vermuten könnte, nach Wien gekommen, um einer Einladung des anthropometrischen Departements der Wiener Polizeidirektion Folge zu leisten. Ein anderes Amt, das Ministerium des Äußern ist es, in dem der Hochstapler ein— und ausgeht, den man offiziell und inoffiziell König nennt und dem auch ich, um mich nicht einer Ehrfurchtsverletzung schuldig zu machen, gerne den Titel und Rang eines Allerhöchststaplers zugestehen will. Herr Milan ist also glücklich wieder in Wien, verkehrt, wenn ihm die wieder dringlich gewordenen Beratungen mit Hofrat Neumann Zeit lassen, mit dem Grafen Goluchowski und kann in der 'Neuen Freien Presse' täglich bestätigt finden, daß er noch immer der einflußreichste Mann in Serbien ist. Man weiß, was ihn veranlasst hat, Karlsbad zu verlassen. Sein Sohn Alexander hat sich in Belgrad vermählt, gegen den Willen Milans, aber unter der lauten Zustimmung aller serbischen Patrioten, die ganz richtig erkennen, daß die Heirat mit der erfahrenen Wittib dem jungen König gesundheitlich zuträglicher sein muß als das Luderleben, das er von seinem Vater lernen kann. Nur der pflichtvergessene Leibarzt — eine Kreatur Milans — war anderer Meinung und gab seine Demission ...

Dies alles sind nun interne serbische Sanitätsfragen, in die wir Österreicher uns nicht »einzumischen« haben. Ob Alexander und Draga Maschin ein Paar werden, ob es für Milans Zustand förderlich sein mag, die Karlsbader Kur so plötzlich abzubrechen, kann uns herzlich gleichgültig sein. Uns darf nur interessieren, was Herr Milan in Wien macht. Ich denke zunächst nicht an die sanitäre Sicherheit gewisser öffentlicher Institute, die Herr Milan noch außer dem Ministerium des Äußern zu besuchen pflegt. Es wäre zwar dringend notwendig, daß nicht immer nur Herr Goluchowski, sondern endlich auch einmal der Minister des Innern als oberster Chef der Gesundheitspolizei mit Herrn Milan spricht. Aber vor allem gilt es, eine *politische* Gefahr abzuwenden, die die Anwesenheit des grollenden Vaters in Wien heraufzubeschwören droht. Es liegt der dringende Verdacht vor, daß Herr Milan *von Wien aus* gegen den Regenten eines — ob mit oder ohne Draga Maschin — uns befreundeten Staates konspirieren möchte. In diesem Falle haben wir nur die eine Pflicht, ihn *sofort auszuweisen*.

*

In dem Brief, den Anfang April ein »Freund Österreichs am serbischen Hofe« an den Herausgeber der 'Fackel' gerichtet hat, fand sich eine Stelle, in der eine Charakteristik des jungen Königs gegeben ward. Wenn man sie jetzt

nachliest, möchte man glauben, sie sei nach den letzten Ereignissen, nach dem Eindruck, den die Handlungsweise Alexanders weckt, geschrieben. »König Alexander ist nichts anderes als ein junger Mensch von richtigem Mittelwuchs, der keineswegs über den Durchschnitt hervorragte. Um jedoch vollkommen genau zu sein, muß man sagen, daß er hinsichtlich seiner intellektuellen Fähigkeiten merklich über dem Durchschnitt, aber ebenso hinsichtlich seiner Energie, seiner Willenskraft darunter steht. *Dieser Mangel erklärt seine Vorliebe für Geheimniskrämereien, sowie seine verblüffende Gabe, sich zu verstellen und sich zu verschließen, nichts von seinen Plänen merken zu lassen, fast bis zum Augenblick ihrer Ausführung.* Er braucht faits accomplis, um sich hinter ihnen zu verschanzen, und um sie den Reklamationen derer entgegenzuhalten, denen er nicht offen zu trotzen wagt«. Ganz die Art, wie jetzt die Heirat inszeniert worden ist. Und über das Verhältnis zwischen Vater und Sohn heißt es: »Für Milan handelt es sich darum, ob König Alexander verstehen wird, ihm die Spitze zu bieten, oder ob er ihm schließlich doch, wie er es gewöhnlich tat, nachgeben und ihn handeln lassen wird. Er hat allen Grund, zu fürchten, daß dies das letztemal gewesen sei. Denn diesmal hat der Vater alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um seinen Sohn hilflos zu machen und ihn zu isolieren.« Auch dies trifft vollkommen zu. Es hat sich gezeigt, daß Alexander in der ihm von seinem Vater aufgedrängten Umgebung tatsächlich isoliert war. Die ganze Gesellschaft hat ihn verlassen; sogar der Leibarzt fühlte sich als politischen Faktor und verzichtete entgegen aller medizinischen Einsicht, die die Heirat billigen mußte, auf seine Stellung.

*

Die Haltung unserer Börsenpresse den serbischen Familienfragen gegenüber übertrifft an Gemeinheit alles, was die publizistischen Beschützer Milans seit dem Belgrader Hochverratsprozeß geleistet haben. Bisher konnte doch wenigstens die Fiktion festgehalten werden, daß man nicht das Interesse des Ex—Königs, sondern das des befreundeten Nachbarstaates im Auge habe. Jetzt, da der Regent endlich sein Haus gereinigt, den väterlichen Schmarotzer davongejagt hat und das serbische Volk erleichtert aufatmet, geht in den Herrn Goluchowski ergebenen Blättern eine Hetze los, die klar erkennen läßt, daß das offizielle Österreich in Wahrheit nicht mit Serbien, sondern mit Herrn Milan verbündet ist. Die prononcierte Freundlichkeit, mit der der Zar die Wandlung der Dinge in Belgrad begrüßt hat, scheint unsere Diplomatie nicht zu bekümmern, und in frech gefälschten Depeschen wird von einer förmlichen Revolution des serbischen Volkes berichtet, das über die Entfernung Milans und die endlich erlassene Amnestie nicht minder fassungslos sei als über die »Mesalliance«, die der Schweinezüchtersproß einzugehen wagte. Die Fahnenflucht etlicher Kreaturen Milans — er hat deren sogar im Belgrader Konak, nicht nur in den Wiener und Pester Redaktionen — wird von der Doczi—Presse als eine Demonstration der Armee, der Beamtschaft und der ganzen Bevölkerung dargestellt. Am tollsten gebärden sich 'Neue Freie Presse', 'Neues Wiener Tagblatt' und 'Wiener Allgemeine'. Noch kürzlich konnten diese wackeren Blätter nicht genug Rührendes von einem »Zug des Herzens« erzählen, der einen österreichischen Erzherzog über alle Schranken der »Unebenbürtigkeit« in die Arme einer simplen Hofdame geführt habe. Jetzt versehen sie den »Zug des Herzens« mit höhnischen Anführungszeichen und beschimpfen die Vergangenheit einer Frau, die sie nicht kennen, die sie nichts angeht und die zu arm war, um die Wiener Presse zur Nachsicht für eventuelle Fehlritte zu zwingen. Als der unsauberste unter den Gesellen, die sich von Herrn Doczi für die Sache Milans begeistern lassen, ist der Leitartikler der 'Wiener Allgemeinen' bekannt. Herr Szeps, der seiner Verbindungen

mit den Wiener Pressbüros sicher ist, läßt seinem unbezahlten Mannesmut vor Königsthronen die Zügel schießen, beflügelt die serbischen Neuvermählten und schwelgt in den ministeriellen Verlegenheiten des verliebten Monarchen, dem er nachsagt, er habe sich zwar »nicht bei Frau Draga Maschin«, aber bei den serbischen Staatsmännern »lauter Körbe« geholt. Eine ähnlich schwüle Anspielung macht der Leitartikler der 'Neuen Freien Presse', der dem jungen König wegen seiner Verbindung mit einer »längst als solchen bekannten Dame seines Herzens« höhnt. In seinem Eifer, Herrn Goluchowski zu dienen, wird aber Herr Szeps, der doch auch von der Futterkrippe Koerbers frißt, drolliger Weise zum österreichischen Oppositionsmann. »Serbien« — ruft er — »wird seit gestern von *Sektionschefs* regiert, Nichts vermag krasser den anormalen Zustand zu bezeichnen, in welchen das Land durch die anormale Heirat seines Monarchen geraten ist, wie diese einfache Tatsache.« Glückliches Serbien, das sich erst seit ein paar Tagen in dem anormalen Zustand befindet, der Österreich seit Neujahr 1900 beschieden ist und früher schon ach! so oft beschieden war: von *Sektionschefs* regiert zu werden. Wenn sich Herr Szeps nach diesem Ausspruch noch ins Koerber'sche Preßbüro traut, dann will ich gerne zugestehen, daß sein Mut über die Anrempelung einer serbischen Witwe hinausreicht.

Die Lügen der Milan—Offiziösen haben kurze Beine. Am 25. versichert die 'Wiener Allgemeine' im Leitartikel, es finde sich »kein Kriegsminister« in Serbien, der Herrn Milan »verständigen« könnte, daß der König die Demission des »Generalissimus« angenommen habe. Und in derselben Nummer muß Schmock melden, daß im serbischen Amtsblatt die Entlassung des »Generalissimus« gar vom *gewesenen* Kriegsminister gegengezeichnet sei. Und die 'Neue Freie Presse', die düster prophezeit, König Alexanders Verlobung werde »böse Folgen« haben, muß ein paar Zeilen tiefer melden, daß »die nächste Folge« der Verlobung »die Begnadigung der im Attentatsprozesse Verurteilten« sein werde ...

Freilich, nicht jeder Lüge, die im Dienste — von Sold kann hier keine Rede sein ¹ — des Herrn Milan ersonnen ward, ist die Berichtigung auf dem Fuße gefolgt. Die Blätter schrieben z. B., daß »selbst die Feinde Milans zugeben müßten«, er habe als »Generalissimus« etwas geleistet. Aber die militärischen Fähigkeiten unseres Hochstaplers sind ausschließlich aus dem serbisch—bulgarischen Kriege bekannt. Dieser Krieg hat ganze 14 Tage gedauert, und wenn nicht nach der Niederlage von Slivnica Österreich eingegriffen hätte, gäbe es heute wahrscheinlich kein selbständiges Serbien mehr. Der Behauptung des 'Neuen Wiener Tagblatt', Milan habe sich »in den letzten Jahren als ein Element der Ordnung in Serbien bewährt«, läßt sich viel leichter widersprechen als der Versicherung desselben Blattes, auch in Milans Wirken habe »die Liebe manchmal mitgesprochen«. Volles Lob erntete der gewesene Ministerpräsident, der allen Lüsten und Launen Milans willfährige Gjorgjevic. Selten konnte man einem abtretenden serbischen Ministerium so viel Gutes nachsagen«. Das ist wahr. Herr Gjorgjevic ließ im Sinne seines exköniglichen Gebieters das serbische Kabinett auch als *Chambre séparée* verwenden und die serbischen Gefängnisse als Folterkammern für unschuldig Verurteilte.

*

Ich habe in diesen Tagen die Spalten der liberalen Presse nach einem wahren, ungeheuchelten und aufrichtiger Erkenntnis der Sachlage entsprungenen Wort durchsucht. Ich fand es endlich in der 'Wiener Allgemeinen'. Dort

1 Oder sollte der »Generalissimus« die 30.000 Francs, die er sich vor einigen Tagen von der serbischen Nationalbank nach Wien schicken ließ, für drängende journalistische Gläubiger gebraucht haben? [KK]

stand in großen Lettern: »Einer unserer Mitarbeiter hatte heute die Ehre, vom König Milan in Audienz empfangen zu werden ...«

*

In einem Artikel über die Demission des serbischen Kabinetts, dessen Chef zur Zeit des Ereignisses fern von Belgrad weilte, schreibt die 'Neue Freie Presse' (22. Juli) wörtlich:

»In Bälde wird man wohl erfahren, über welchen Stein Wladan Gjorgjevic *in seiner Abwesenheit gestolpert ist.*«

*

Die 'Neue Freie Presse' möchte bekanntlich Milan zuliebe den jungen König von Serbien im übelsten Lichte erscheinen lassen und sucht ihn auch in körperlicher Beziehung schlecht zu machen. Schonungslos deckt sie alle seine Defekte auf und schreibt: »Vor dem Publikum hält er sich aufrecht und stramm, im Privatleben aber, wenn er sich unbeachtet glaubt, geht er etwas nach vornüber gebeugt.« Dann weist sie aber sogar nach, daß er lange Zeit im Wachstum gänzlich zurückgeblieben war. Dies wagt sie zwar nicht direkt zu behaupten, aber sie sagt es in Form der folgenden Umschreibung: »*Die Schrecken des Krieges mit Bulgarien umhallten seine Wiege.*« Wenn man nun bedenkt, daß der König 24 Jahre alt ist und daß der serbisch—bulgarische Krieg 1885 ausbrach, so folgt doch ganz klar, daß der König Alexander, der heute noch nicht aufrecht gehen kann, *mit neun Jahren noch in der Wiege gelegen ist.* Und solche Leute heiraten!



SEZESSIONSBÜHNE

Nach dem Gastspiel des »Deutschen Theaters«, das die moderne Schauspielkunst als eine Übung dialektgewohnter Dilettanten, als simple Schlierseerei enthüllt hat, kamen, wie alljährlich, die wirklichen, die »haxen«— und zitterschlagenden Schlierseer ins Land und wurden, wie alljährlich, als moderne Schauspieler gepriesen. Der Jubel klang diesmal freilich schon etwas gedämpft, selbst Herr Bahr schrieb nur *ein* Feuilleton und nur täglich eine Reklamenotiz über seinen Freund, den Schlierseer Gastwirt Conrad Dreher, und da und dort schien sich die Erkenntnis durchzuringen, daß diese Bauernspieler, die an schwülen Sommerabenden nach Vorführung einer Raufszene sich vor den Vorhang setzen, um dem leeren Hause ein endloses Zitterduett anzutun doch eigentlich die überflüssigsten und langweiligsten Gäste von der Welt sind. Es ist wohl das letztmal, daß uns diese von der Heimatscholle gerissenen, längst in uninteressante Routiniers verwandelten Naturmenschen heimgesucht haben, und Herr Bahr hat uns ihren Manager, Herrn Dreher — der in seinem Leben kein Schauspieler war und nur in München, seit er einst auf die Bühne stieg, um vor versammeltem Volke ein Dutzend Weißwürste zu verschlingen, eine Art Popularität genießt — wohl zum letztenmal als den gewaltigsten Mann der Gegenwart geschildert. Die Hoffnung, daß dem deutschen Drama durch Metzger und Kuhmägde zu einer Renaissance verholffen würde, hat sich als trügerisch erwiesen, der Schlierseer Wahn ist dahin, und eine gewissenhafte Kritik besinnt sich, daß es endlich an der Zeit sei, die geschminkten Landleute den Blicken herzloser und anspruchsvoller Großstädter zu ent-

ziehen und zur Wiederaufnahme der alten Beschäftigung zu ermuntern. Noch ist, mögen auch Rampenluft und Schminke die rustikalen Sitten verdorben haben, der Anschluß an die heimatlichen Ställe nicht versäumt. Schon aber drückt das Blöken der Schlierseer Kälber Sehnsucht nach ihren angestammten Hüttern aus und nicht mehr bloß dumpfen Groll gegen Herrn Hermann Bahr, der sich, eines Tages zwischen beide Teile gestellt hatte ...

So wäre denn die deutsche Kunst von einer Sorte von Hochstapelei befreit. Es bleiben deren noch genug übrig. Vom gesunden Einfachheitsschwindel des Bauerntheaters zu den müden Kompliziertheiten, die eine »Sezessionsbühne« bietet, ist gar kein so weiter Weg. Die Empfänglichkeit unseres Bahr für beide Arten stellt die Verbindung her. Die Weißwürste des Realismus haben an ihm ihren Lobsprecher, aber für die »gebackenen Dukaten des Symbolismus« — das schmackhafte Wort hat er vor etwa zehn Jahren geprägt — ist er auch zu haben. »Es muß endlich einmal irgendwo ein Ideal aufgestellt werden!« ruft er ('N. W. T.', 13. Juli) aus; darum empfiehlt er gleich zwei. Wenn man diese bacchantische Impotenz, die auch im Rahmen eines großen Annoncenblattes ihre alten Kapriolen aufführt, durch die Feuilletonspalten toben hört, möchte man meinen, vor dem Unternehmen des Herrn Martin recte Blaustein habe es in deutschen Landen nie eine Schauspielkunst gegeben. Aber auch Herr Martin genügt dem Bahr'schen Ideal vom 13. Juli nicht. Der Orchesterraum des Josefstädter Theaters ist während des Gastspieles der »Sezessionsbühne« zwar mit einer Leinwand überzogen, auf der in geschmacklosen Lettern Bahrs berühmtes Wort: »Der Zeit ihre Kunst« geschrieben steht. Aber das ist noch gar nichts. Bahr verlangt eine direktere Verbindung des Zuschauers mit dem Schauspieler. Unsere Theaterräume haben eine »durchaus undramatische Form«, klagt er. Der Zuschauer muß »von der Handlung ergriffen und mitgerissen« werden. Das ist bisher noch nie der Fall gewesen. Die ältesten Leute erinnern sich nicht, daß Anschütz' Lear, Baumeisters Richter von Zalamea und die Cleopatra der Wolter eine tragische Wirkung geübt hätten. Die dramatische Handlung muß wieder »unter dem Publikum geschehen«, dieses zur »Mitwirkung« herangezogen werden. Hamlet muß unter die Zuschauer treten, den oder jenen Habitué »bei der Hand nehmen und ihn bittend und betuernd schütteln« So war's zu Shakespeares Zeiten, da eine schlichte Aufschrift ausreichte, um die Illusion von einem Wald zu erwecken. Daß Herr Bahr, der für die Rückkehr zu solcher Bühnennatur schwärmt, gleichzeitig für eine künstlerische Theaterdekoration im größten Stile eintritt und daß sogar der arme Großherzog von Darmstadt sich jetzt von »unserem Olbrich« ein Theater bauen lassen muß, in dem Stücke »unseres Hofmannstal« aufgeführt werden sollen, tut nichts zur Sache. Es gibt Widersprüche, die, unter dem Gesichtspunkt der feuilletonistischen *Brauchbarkeit* betrachtet, sich ganz gut vereinigen lassen

Aber die »Sezessionsbühne« hat sogar Herrn Bahr enttäuscht. Herr Martin — Blaustein würde auf den Theaterzetteln einer neu—romantischen Bühne, besser geklungen haben — hat nämlich *weder* die gewünschte Verbindung zwischen Schauspieler und Zuschauer hergestellt, *noch* die versprochenen modernen Dekorationen vorgeführt. Er hat sich vielmehr damit begnügt, von einer Schar im Berliner Natürlichkeitsstil erzogener Episodisten etliche bisher unaufgeführte Stücke spielen zu lassen, die man an einer regulären Bühne entweder noch nicht vermißt hat oder die dort weitaus besser gespielt werden könnten. Die Regie freilich hat wenigstens den symbolistischen Anforderungen Maeterlincks entsprochen, indem sie sozusagen »die gemeine Deutlichkeit der Dinge« verschmähete. Die Dekoration zeigte eine Gletscherlandschaft, wenn die Leute auf der Bühne ein Meer zu sehen glaubten, und der

Baum, durch dessen »Blätter«, wie's hieß, die Sonne scheinen sollte, war eine Tanne.

Aber selbst für eine unzulängliche Vorführung Maeterlinck'scher Szenen mag man den Gästen dankbar sein. Wenn ein Abend, wie der der Darstellung von »Pelleas und Melisande« kein anderes Vergnügen gewährte als das des Anblickes der Ratlosigkeit unserer kritischen Wortführer: — man könnte zufrieden sein. In hingehudelten Nachtnotizen wird über das Unterfangen eines Dichters, den Alltagssinn für ein paar Stunden auf seltene Wege zu führen, abgeurteilt, die Berechtigung einer mit Stimmungen wirkenden Kunst bestritten. Keiner der an Analysen von Philippis und Fuldas Werken gereiften Kritikgeister ist auch nur fähig, die sozialen Gründe jener Literatur aufzuspüren oder gar ihre kulturellen Möglichkeiten zu begreifen. Sie beklagen sich, daß der Dichter ihnen genauen Aufschluß darüber, *wie* Melisande in den Wald gelangt ist und *warum* sie ihr Krönlein verlor, vorenthalten hat, und sie glauben einen besonders guten Witz zu verüben, wenn sie zu den Worten des stumpfen, nur die körperlichen Dinge dieser Welt erfassenden Greises Arkel: »Das werde ich nie begreifen!« ironischen Beifall klatschen. Wissen nicht wie und spotten; spotten ihrer selbst und wissen nicht wie ...

Einer der vorlautesten Philister in dieser Reihe ist der neue Herr, den sich die 'Neue Freie Presse' beigegeben hat, Herr Hugo Ganz. Er war früher — was sich fast von selbst versteht — in Budapest, für die 'Frankfurter Zeitung', tätig und wurde nach Wien berufen, um hier an der von den Herausgebern der 'Neuen Freien Presse' energisch betriebenen Verjüngelung des Blattes mitzuwirken. Für den »Leitartikel« bestimmt, führt er sich in Wien mit einem patriotischen Aufruf zur Erhöhung der Offiziersgagen ein, der so begeisternd wirkt, daß die Armee erklärt, in Zukunft lieber auf die Gageerhöhung als auf die Lektüre der 'Neuen Freien Presse' verzichten zu wollen. Die Herausgeber erkennen, daß der Mann zu allem verwendbar sei, und lassen ihn versuchsweise auf die Literatur los. Hat er im Leitartikel durch Anmut und edles Feuer gewirkt, so fasziniert er als Kritiker durch seine kühle, abwägende Nüchternheit, die heute erbarmungslos zerstört, was der moderne Herr Servaes gestern aufgebaut hat. Die 'Neue Freie Presse' will eben immer wieder beweisen, daß sie nach rechts, daß sie aber auch ebensogut nach links schreiben kann. Herr Nordau genügt ihr nicht mehr; sie muß jemanden haben, der ihn übernordaut. Hat aber er, dessen Spießbürgertum etwas Zyklisches und den feinen Sitten der 'Neuen Freien Presse' Fremdes hat, Maeterlinck schlankweg für einen »Trottel« erklärt, so ist Herr Ganz berufen, das gleiche Unverständnis in glatteren Worten zu betätigen. Nordau z. B. nennt gewiß irgendwo Ibsen einen Paranoiker. Ganz ist ein ebenso strenger, aber höflicher Richter. Er schreibt über die »Komödie der Liebe« und resümiert kurz und bündig: »Man braucht sich nicht weiter mit diesem Gedicht zu befassen. *Festgenagelt* werden muß nur auch hier die Tendenz, Leben und Poesie zu trennen ... « Ganz erfreut sich wie Nordau einer strotzenden Gesundheit, ja die seine ist vielleicht noch strotzender. Nordau begnügt sich damit, seinen Abscheu vor allem Krankhaften in Worten auszudrücken; Ganz reizt förmlich zum Totschlag auf. Nehmen wir das Beispiel »Pelleas und Melisande«. Am Schlusse der Dichtung ist von einem Kindlein die Rede, dem Melisande kurz vor ihrem Tode das Leben gegeben. Herr Ganz regt sich darüber auf, daß es in Watte gewickelt werden soll, und ruft: »Es ist schade um die Watte. Das wachsbleiche Geschöpf mit allen seinen Geschwistern ließe man besser sterben.« Ist das nicht stark, Ganz wünscht sogar, daß auch jene Kinder, denen die tote Melisande nicht mehr das Leben schenken kann, sterben. Zu einem

solchen Stadium gemeingefährlicher Gesundheit hat sich der im Ausdruck härtere Nordau meines Erinnerens nie verstiegen.

Ist Maeterlinck ein mondsüchtiger Narr, der um seiner Hysterie willen höchstens Mitleid als dramatische Wirkung hervorzurufen vermag, so sind natürlich die Hugo Ganz, Oscar Teuber und Lipschütz nicht journalistische Trödler, deren rationalistisch enger Horizont Märchenhaftes nicht fassen kann, sondern Übermenschen, deren Kraftbewußtsein alles »Dekadente« widerstrebt. Und vor allen anderen Bernhard Buchbinder, diese Nietzschenatur — »Gehst du zu Frauen, nimm die Peitsche!« kommt auch als Refrain in einer seiner Operetten vor —, dieser Urgesunde. Er hat die »Dritte Escadron« geschaffen und soll Maeterlincks »Interieur« nicht ein »Gelalle«, ein »unsäglich langweiliges Ding« nennen? Und in der Tat, wem nicht »Pelleas und Melisande« die Augen öffnete, den muß doch »Interieur« überzeugt haben, daß Maeterlinck diese Richtung nur gewählt hat, weil er nicht imstande wäre, eine brauchbare Kulissenplauderei oder einen »Badener Brief« für das 'Neue Wiener Journal' zu schreiben. — —

Der Kritiker des 'Vaterland', den Geschmack, Witz und auch Bescheidenheit von seinen Zunftgenossen unterscheiden, und dessen nüchterne Art von freisinniger Flachköpfigkeit weit entfernt ist, hat Maeterlinck gegenüber zu einem ehrlichen Bekenntnis seine Zuflucht genommen. »Ich habe nicht den Mut,« — erklärt er »mich über das merkwürdige symbolistische Produkt lustig zu machen, weil ich darin zuweilen einer zarten Empfindung begegne und weil aus seiner gesucht naiven Prosa manchmal eine leise Musik hervorzuklingen scheint; aber *ich will auch kein Interesse heucheln, wenn ich ratlos bin*«. In seiner Situation haben sich damals viele befunden, und dennoch haben sich die einen mit seichter Glossierung, die anderen mit geheucheltem Interesse rasch zu helfen gewußt. Wir sahen die öffentliche Meinung zwischen frechstem Spießbürgerhohn und aufdringlichstem Snobismus schwanken. Der sonst kompakte kritische Klüngel in zwei Heerhaufen geteilt: links die Philister, rechts die Gecken. Beide einte nur das Bewußtsein, daß sie in Gratislogen saßen. Warum gerade der Herr von der 'Reichswehr' die witzige Bemerkung macht: »Maeterlinck komponiert Vexierbilder und schreibt darüber: Wo ist die Katz'?« und hinwiederum der Herr vom 'Wiener Tagblatt' beteuert: »Und trotzdem (trotz der schlechten Darstellung): es war ein Abend, an dem man reiche und starke Empfindungen hatte, denn schließlich, man spielte ja Maeterlinck«, ist unerklärlich. Es könnte auch das Umgekehrte der Fall sein. Und während der Herr von der 'Neuen Freien Presse' sich seines alten Ausspruches über Maeterlinck erinnert: »Wo er hinreißen will, produziert er ein verzücktes Gefasel, das so lyrisch ist, wie das Falset eines Krawattel—Tenors«, sitzt ihm Herr Hevesi vom 'Fremdenblatt' gegenüber und ruft aus: »Die Berliner Sezessionsbühne hat sich ein Verdienst um die wirklichen Kunstfreunde Wiens erworben. Sie hat Maeterlincks 'Pelleas und Melisande' aufgeführt!« Und nun behielte jener Recht, wenn die Bemerkung vom »verzückten Gefasel« sich auf seinen Kollegen Hevesi bezogen hätte. Was in diesem feisten, gemütlichen Mann seit etwa drei Jahren — seit Herr Bahr in die Wiener Journalistik eindrang — vorgegangen ist, wer kann's ergründen? Bis zu jener Zeit war er ein bescheidener Förderer aller Arten des Epigontums, schrieb launige Feuilletons, war ein tüchtiger Stilist und hätte in seinen dionysischen Stunden den Namen »Khnopff« höchstens zu einem Kalauer verwendet. Und jetzt, da Herr Ganz den Nordau übernordaut, setzt Herr Hevesi seinen Ehrgeiz darein, den Bahr zu überbahren. Der mag heute dem Abstrusesten in Malerei und Literatur das Wort reden und Dinge propagieren, an die weder er noch die glaubenseifrige Schar der Jünger glaubt: Hevesi geht mit heiligem

Ernst an die Arbeit und gibt in einem Stil, der deutlich den neuen Einfluß ver-
rät, den kopfschüttelnden Lesern des 'Fremdenblatt' von der Offenbarung
Kunde, die er in bebendem Verzücken empfangen hat. Es tut einem in der
Seele weh, wenn man zusehen muß, wie sich ein anmutiger und gewandter
Geist kritisch und stilistisch völlig entmündigt, und wenn man kein Mittel
weiß, dem Vampir aus Linz sein neuestes Opfer zu entreißen. Die Betörung ei-
nes Gymnasiasten, der unter Bahrs Suggestion die Schule schwänzt, durch-
fällt und schließlich seinem zivilen Beruf entfremdet wird, ist zwar ein bedau-
erlicher, aber immerhin natürlicher und häufig beobachteter Vorgang.
Manchmal geht die Sache sogar gut aus. W. Fred z. B., der als Alfred Wechs-
ler im Wasagymnasium nichts taugen wollte, fördert auf Grund dieser Vorstu-
dien zwei Jahre später das moderne Kunstgewerbe und wird es, da er bereits
einige Adjectiva an falscher Stelle anwenden kann, voraussichtlich noch weit
bringen. Aber Hevesi ist älter als Fred und hat auf dem Wege, den ihm Herr
Bahr weist, nichts mehr zu gewinnen. Er kann wohl zu einem Stil gelangen,
der die Sehnsucht nach Unreife und ein Verständnis für Schulschwänzen aus-
drückt; die Gelegenheit, sich von Herrn Bahr entdecken zu lassen, hat er doch
endgültig versäumt. Er erspare also der Welt den widerlichen Anblick eines
vom Johannistrieb Befallenen, der laut Literaturkalenders sogar um zwanzig
Jahre älter ist als sein Verführer.

Es mag ja sein, daß Herr Hevesi seit voriger Woche sogar für Maeter-
linck empfänglich ist und daß er es nicht nötig hat, »ein Interesse zu heu-
cheln«, wo so viele Altersgenossen ratlos sind. Aber die ekstatischen Töne, die
er nach »Pelleas und Melisande« fand — »Wer hätte nicht *als Leser* den Zau-
ber erfahren, den die rührende Reinheit dieser Dichtung ausströmt?« — kön-
nen unmöglich einem aufrichtigen Herzen entsprudelt sein. »Im höchsten
Hochsommer«, beteuert er, seien »die Wiener«, herzugeströmt, die »die
Wohltat zu schätzen wissen, einen Abend mit einem Dichter wie Maeterlinck
zu verbringen.« Sie hätten das Theater »durchaus gefüllt« das »sозusagen
sensationell ausgesehen« habe. Nun ist es bekannt, daß »die Wiener« die
Wohltat zu schätzen wissen, einen Abend mit den Ringkämpfern im Zirkus
Busch zu verbringen. Das sensationelle Aussehen des Josephstädter Theaters
bei der Maeterlinck—Aufführung war aber lediglich der Anwesenheit unge-
wöhnlich vieler Freikartenbesitzer zuzuschreiben. Das Parkett und die Logen
waren mit Journalisten gefüllt, und auf den Galerien des kleinen Vorstadtthea-
ters saßen jene bekannten Gestalten, mit deren Hilfe findige Kassierer jeder-
zeit den Eindruck eines »durchaus gefüllten« Hauses zu erzeugen wissen: die
Verwandten der Garderobierinnen. Herr Hevesi aber konnte mit Genugtuung
konstatieren, daß dieser Abend »den Horizont der Menge wieder etwas weiter
gesteckt« habe. Zum vollen Glück fehlt ihm nur Eins. Der Darsteller des Pel-
leas benahm sich beim Spiel mit Melisandens Haar ungeschickt; »Ferdinand
Khnopff hätte das Herrn Christians einstudieren sollen.« — —

So haben denn Snob und Philister ihre Kräfte gemessen. Daß sich beide
ausleben und in ihrer ganzen Frechheit zeigen konnten, bleibt, wenn ihr häß-
licher Eifer uns die Märchenstimmung verdorben hat, das immerhin erfreuli-
che Ergebnis eines künstlerischen Versuches.



In Zeiten der sittlichen Erhebung schärft der Tadel die Gewissen, in Zeiten des sittlichen Verfalls stumpft er sie ab. Denn es gibt zwei Arten, Angriffen zu begegnen: daß die Organe zur Abwehr gestärkt werden oder daß der Organismus unempfindlich wird. Wir leben in einer Zeit des moralischen Niederganges und darum der moralischen Abhärtung. Den Nutznießern der Korruption auf allen Gebieten vermag man heute schwerer beizukommen denn jemals; weil sie gegen jeden Angriff sich unempfindlich gemacht haben. Immer seltener werden bei uns die großen Ehrenbeleidigungsprozesse, in denen Männer in öffentlichen Stellungen öffentlich erhobene Anklagen mit mehr oder minder gutem Gewissen zurückzuweisen suchen. Man hat aus langer Erfahrung erkannt, daß der Prozeß eine zweiseitige Waffe ist, und man scheut die bösen »Illustrationsfakten«. Man wehrt sich nicht mehr, sondern man duldet; es kommt bloß darauf an, daß man die Rolle des unschuldig Gekränkten möglichst natürlich zu spielen verstehe.

Aber noch immer gilt völliges Stillschweigen als Schuldgeständnis. Da hat man denn ein Mittelding zwischen einfacher Duldung von Angriffen und der Klage gefunden: Die *Drohung* mit der Klage. Der in seiner Ehre Verletzte fährt auf, erklärt erregt, er könne sich solches nicht gefallen lassen und kündigt die Einbringung der Klage an. In den nächsten Tagen melden der Reihe nach sämtliche Blätter, der beleidigte Funktionär habe seinen Vertreter mit der Überreichung der Klage wegen jener »unerhörten Anwürfe« betraut. Nun wird die Öffentlichkeit in ihrem Glauben an die Berechtigung der »Anwürfe« zumindest wankend. Der Angegriffene, sagt man, würde sich doch nicht in den Gerichtssaal trauen, wenn auch nur ein kleiner Teil der Behauptungen seines Gegners auf Wahrheit beruhte. Übrigens — man wird's ja noch sehen. Nun vergeht Woche auf Woche; der Beleidigte, vorläufig rehabilitiert durch die Dokumentierung seiner Absicht zu klagen, wird noch ab und zu über den Fortgang der Angelegenheit befragt; schließlich hat man die Sache vergessen. Und in aller Stille läßt dann der Funktionär seine Klage fallen ¹.

In jüngster Zeit haben wir in Wien zwei charakteristische Fälle dieser Art mitangesehen: gegen den Buchsachverständigen Regierungsrat *Scherber* war von einem Advokaten in öffentlicher Gerichtssitzung der Vorwurf erhoben worden, daß er aus dem Betrieb eines verrufenen Hauses Nutzen ziehe. Das Gericht erlaubte Herrn Scherber eine Darstellung der Angelegenheit zu geben, in der er alles, was über das »Hotel Austria« in der Krugerstraße behauptet worden war, ableugnete und schließlich mit Entrüstung die Einbringung der Ehrenbeleidigungsklage gegen den Advokaten ankündigte. Seither ist durch einen Prozeß gegen das Bedienungspersonal des »Hotel Austria« die Richtigkeit der Behauptungen über das Treiben in jenem Hause erwiesen

1 Nach der Niederlage im Prozeß gegen Geerd Wilders (23.06.2011, s. a. Heft 51) kündigten die Islamfürsten eine Klage vor dem Menschenrechtsausschuß der Vereinten Nationen an. Es gibt also auch ein Menschenrecht auf Beleidigtsein. Man wird's ja noch sehen. Inzwischen hat der Mann mit der Frage »Wollt Ihr mehr oder weniger Marokkaner in den Niederlanden?« als Vorsitzender der zweitstärksten Partei den Einzug ins Europaparlament geschafft (Mai 2014). Das ist aber gottlob nicht die einzig Ursache der traurigen Islambonzen.

worden. Und in der 'Fackel' ¹ sind eine Reihe von Momenten angeführt worden, die die Annahme, daß Herr Scherber von solchem Treiben gewußt habe, wesentlich zu verstärken geeignet sind. Aber Regierungsrat Scherber weiß, daß die Zeit auch Wunden, die der Ehre geschlagen wurden, heilt, — nämlich die Zeit bis zur Verjährung der Ehrbeleidigung. In sechs Wochen sind diese Wunden geheilt, und Herr Scherber läßt den Termin verstreichen, ohne die pomphaft angekündigte Klage einzubringen. Ihren Zweck, über ein paar böse Tage hinwegzuhelfen, hat ja die Klageandrohung erfüllt.

Von besonderem Interesse für mich und meine Leser ist aber der andere Fall: die causa Hinterstoißer. Herr Hinterstoißer hatte mir persönlich vor Zeugen — es war am Tage, da er vor dem Preßrichter die Aufnahme einer Berichtigung durchsetzte — die Einbringung der Klage wegen der »unerhörten Anwürfe« in der 'Fackel' ² verheißen; und sein Ausruf: »Das werden Sie zu beweisen haben!« hatte schon die besten Hoffnungen in mir erweckt. Schon glaubte ich für das reiche, höchst mühevoll gesammelte Material, mit dem ich die Bände der 'Fackel' nicht füllen durfte, Verwendung zu finden. Schon sah ich in langem Zuge die psychiatrischen Autoritäten, die Verteidiger, die von Herrn Hinterstoißer geschädigten und die von ihm geschützten Privatpersonen in den Gerichtssaal ziehen. Schon dachte ich an die Berufung eines in solcher Arbeit gewandten Mannes, der das unübersehbare Gewirr von Einzelheiten zu einer Statistik des Wirkens Hinterstoißers verarbeiten sollte. Und als in den nächsten Tagen zahlreiche Blätter mitzuteilen wußten, daß Hinterstoißer die Anzeige bereits erstattet habe, schien es dringlich, unter den angesehenen Anwälten, die sich mir zur Führung des Prozesses anboten, einen zu wählen. Von Arbeit überhäuft und deshalb bestrebt, zeitraubende Konferenzen möglichst lang zu vermeiden, schob ich die Wahl des Vertreters immer wieder hinaus, — bis ich endlich, das Datum vergleichend, mit Erstaunen gewahr wurde, welch lange Frist seit der Anzeige bereits verstrichen war. Ich erkundigte mich um das Schicksal der Klage: — »Fallen gelassen!«

Herr Regierungsrat Hinterstoißer aber hat von seiner vorgesetzten Behörde die Verständigung erhalten, daß er sich maßgebenden Ortes »trotz der gegen ihn in der 'Fackel' erhobenen Vorwürfe der größten Wertschätzung versichert halten könne und nach wie vor als psychiatrische Autorität gelte«. Ich begreife wohl, daß dieses — zumindest, soweit es das psychiatrische Wissen betrifft, unverdiente — Vertrauensvotum den alten Herrn zur Zeit, da die Schläge hageldicht auf ihn niedersausten, zu trösten vermocht hat; daß es ihn aber die Schläge überhaupt vergessen machen konnte, will mir nicht einleuchten. Öffentlich, wie die Vorwürfe gegen ihn erhoben wurden, hätten sie auch widerlegt werden müssen. Da der Amtsdienner Herrn Hinterstoißer ein Zertifikat zustellte, war seine ärztliche Ehre noch keineswegs hergestellt.

Wie es aber zu jenem Zertifikat kam, das geht aus dem an den Herausgeber der 'Fackel' gerichteten Brief eines in der Irrenanstalt internierten Pfarrers hervor, der hier wiedergegeben wird:

Wien, am 15. Mai 1900.

Geehrte Redaktion! Ich stelle die ergebene Bitte, in Ihr geschätztes Blatt die Erklärung aufzunehmen, daß ich dem in Nr. 39 der 'Fackel' enthaltenen Artikel gegen den Gerichtsarzt Dr. Hinterstoißer gänzlich ferne stehe. Die Irrenärzte sind der irrtümlichen Meinung, daß derselbe von mir inspiriert wurde. Da ich dadurch Anfeindungen ausgesetzt bin, bitte ich die geehrte Redaktion, möglichst bald die erbetene Erklärung zu veröffentlichen.

1 Heft 42 #14

2 Hefte 34 & 39

Hochachtungsvollst

Carl August Forstner,
em. Pfarrer,

interniert in der Landesirrenanstalt zu Wien.

Dieser Brief ist nicht an seine Adresse gelangt. Der Direktor der niederösterreichischen Landesirrenanstalt Regierungsrat Dr. Tilkowski ließ ihn nicht abgehen. Der geisteskranke Pfarrer mußte als Inspirator der 'Fackel'— Artikel gelten. Ich brauche nun wohl nicht erst zu versichern, daß er mit diesen Artikeln nicht das geringste zu tun hatte, daß sein Name erst, als der Brief auf Umwegen in meine Hände kam, mir bekannt wurde. Tatsache aber ist, daß auch Herr Hinterstoißer sehr wohl wußte, daß nicht der geisteskranke Forstner und wer in Wahrheit der Verfasser des Artikels war. Aber dem Herrn Regierungsrat war es sehr gelegen, an seinem ursprünglichen Glauben an die Autorschaft des Pfarrers festzuhalten. Denn so allein konnte er seinen Vorgesetzten das Fallenlassen der Klage erklären, »Einen Geisteskranken«, meinte er, »könne man doch nicht zur Verantwortung ziehen.« Ich begreife, daß Herr Hinterstoißer sich auf solche Weise aus der Affäre zu ziehen suchte; aber ich hätte es für unmöglich gehalten, daß seiner Behauptung betreffs der Autorschaft der Artikel ein Vernünftiger Glauben schenken könne, wenn nicht in dem amtlichen Vertrauensvotum Herrn Hinterstoißer bezeugt würde, daß seine Ehre intakt sei, »denn den Angriffen eines Geisteskranken kann auch das Landesgericht keinerlei Bedeutung beimessen«.

Ich überlasse es jedem Unbefangenen, über das Vorgehen des Gerichtspsychiaters Hinterstoißer sich ein Urteil zu bilden. Das meine aber will ich in Worte kleiden, die ich dem Gutachten des Herrn Hinterstoißer über die Prinzessin Luise von Coburg entnehme. Dort wird von einer »bedeutenden Herabsetzung der ethischen Funktionen« gesprochen.

* * *

Von dem Ausgang des Prozesses gegen einige unredliche Beamte des Bankhauses Czjzek ist unsere Öffentlichkeit höchlichst befriedigt. Haben doch leichtgerührte Geschworene den einzigen Gesichtspunkt, unter dem man die in der Schwurgerichtsverhandlung erkannte Sachlage zu beurteilen wußte, den des Mißverhältnisses zwischen der Ausbeutung und der Vertrauensstellung des Bankpersonals, hinlänglich gewürdigt; mehr als hinlänglich sogar, sollte man meinen, wenn man bedenkt, daß unter gleichem wirtschaftlichem Drucke wie jene Bankbeamten Tausende von Staatsbeamten ungleich höhere ethische Pflichten erfüllen müssen und daß sie weit härter gestraft werden, wenn sie sie verletzen. Nun, da Staatsanwalt, Verteidiger und Geschworene gesprochen haben, mag der Kritiker der wirtschaftlichen Moral dem Gerichtsschauspiel den Epilog sprechen. Nicht die handelnden Personen haben ihn diesmal interessiert; aber der Hintergrund, aus dem sie hervortraten, die Geschäftsgebarung des Hauses, in dem sie dienten, mußte seine Betrachtung um so mehr fesseln, als er seit Jahren jedesmal, wenn im Gerichtssaal das Tun der Riedl und ähnlicher kleinen Leute enthüllt ward, gewünscht hatte, daß einmal authentisch klargestellt werde, wie's mit den morals of trade bei den Angesehenen unserer Börsen— und Bankenwelt bestellt ist.

Da ist ein altes, geachtetes und — was ihm einen gewissen Seltenheitswert verleiht — christliches Bankhaus. Ehedem hat es mit einem festen Stock vermögender Kunden gearbeitet; aber die soliden Kapitalisten haben in Wien allzu schlechte Erfahrungen an der Börse gemacht, und ihre Aufträge sind immer kleiner und spärlicher geworden. Die alte Firma hat zum Grundsatz der

neuen sich bekehren müssen, daß ein Schock 20.000 Gulden—Männer mehr ist als ein Millionär. Doch dem Chef des Hauses Czjzek verwehrte Krankheit, seinem Prokuristen Überbeschäftigung, beiden offenbar das Decorum, mit den Thalbergs und Konsorten im Kundenfang zu konkurrieren. So fiel die Aufgabe, den »Animierfirmen« Kunden abzujagen und sie dem »vornehmen« Geschäft zuzutreiben, dessen Beamten zu. Durch Provisionen ward ihr Eifer angestachelt. Natürlich durften solche Provisionen nicht etwa das Einkommen des Chefs verringern. Aber wozu hätten wir denn unsere Geld— und Warennotierung, wenn man dem Antrieb zum »Schnitt«, den sie bedeutet, nicht folgte? An der Wiener Börse haben die Effekten bekanntlich keinen bestimmten Preis: das Kursblatt besagt lediglich, daß zum Kurse G (Geldkurs) Käufer sich meldeten, ohne daß jedoch Verkäufer bereit gewesen wären, ihres Besitzes zu solch niedrigem Preise sich zu entledigen; und daß zum Kurse W (Warenkurs) Verkäufer ihre Ware anboten, ohne daß Käufer auf die Forderung eines so hohen Preises hätten eingehen wollen. Weder zum Geld— noch zum Warenkurs sind tatsächlich Geschäfte abgeschlossen worden. Das Geschäft der Börsenkontors besteht nun darin, daß sie dem Verkäufer von Effekten den Geldkurs, dem Käufer den Warenkurs diktieren, d. h. im Schnitt. Aber das Börsenkonto — oder Bankhaus — nützt das Limito zwischen Geld— und Warenkurs nicht voll aus. Wie weit es in jedem Falle auszunützen war, hatte der Beamte, der mit dem Kunden verkehrte, zu bestimmen. Und nichts war dabei einfacher und selbstverständlicher, als daß er neben dem größeren Schnitt für die Firma auch einen kleineren für sich selbst machte — seine Provision. Wer einmal sich gewöhnt hat, im Schnitt einen legalen Gewinn zu sehen, der wird über die subtile Unterscheidung, ob dieser Gewinn zur Gänze dem Chef oder zum Teil dem Angestellten zufällt, nicht allzu schwer hinwegkommen.

Von den Angeklagten scheint denn auch bloß einer zum Bewußtsein der Unmoralität seiner Handlungsweise gelangt zu sein. Er war ein Opfer seiner Leidenschaft für das Börsenspiel geworden. Seltsam aber mußte man es finden, daß weder er selbst noch sein Verteidiger darauf hinwiesen, wie er vor allem das Opfer der lockeren Moral derjenigen geworden ist, die ihm zum Börsenspiel die Gelegenheit gaben. Karl Singer war Prokurist des Hauses Czjzek; das Handelsgesetz verbot ihm also, Geschäfte für eigene Rechnung ohne Erlaubnis seines Prinzipals zu machen. Und begreiflicherweise kann kein Bankhaus seinem Angestellten diese Erlaubnis erteilen. Singer war überdies notorisch vermögenslos; hatte ihn doch der Verlust seines Kapitals zum Verzicht auf seine Selbstständigkeit und zum Wiedereintritt in das Bankhaus Czjzek gezwungen. Gleichwohl zeigt sich ein Wechslerhaus, dessen Inhaber diese Verhältnisse genau kennen mußte, bereit, für Singer Börsespekulationen durchzuführen und nimmt auch an seinen verdächtigsten Manipulationen mit Depots keinen Anstoß. Und auf solche Gelegenheitsmacherei weist kein Staatsanwalt, kein Verteidiger hin. Man ist eben bei uns längst daran gewöhnt, dass Angestellte von Bankhäusern und Banken Spekulanten sind. Längst wird der Gesetzwidrigkeit, die darin liegt, und der beständigen Gefahr, die dadurch entsteht, nicht mehr geachtet. Mit größter Seelenruhe spricht man seit kurzem beispielsweise davon, daß der Disponent der Creditanstalt durch eine Riesenspekulation in Aktien der Alpinen Montangesellschaft sich ein Vermögen erworben hat Die Bankdirektoren, selbst durchwegs Spekulanten, können ihren Untergebenen nicht verwehren, gleich ihnen zu tun. Und warum sollte man auch an den Pflichtverletzungen von Privatbeamten Anstoß nehmen, da man doch weit Ärgeres ohne Rüge mitansieht? Den Sensalen der Börse untersagt das Gesetz jegliches unmittelbare oder mittelbare Geschäft für eigene Rechnung. Das sind Personen, die eine öffentliche

Vertrauensstellung einnehmen und einen Eid zu schwören haben, daß sie den Pflichten ihres Amtes — also auch jenem Verbote — getreulich nachkommen wollen. Aber vier Sensale der Wiener Börse sind kürzlich »ausgeglichen« worden. Man mag in unser Finanzleben hineingreifen, wo man will, überall stößt man auf die ärgste, unverhüllte Korruption; und so scheint es heute in Österreich ein müßiges Beginnen, die Frage nach der Berechtigung der Institutionen des Finanzlebens aufzuwerfen. Man muß diese Institutionen erst von der Unmoral reinigen, die nicht in ihrem Wesen liegt, ehe es der Mühe lohnt, die Unmoral ihres Wesens zu kritisieren.

* * *

Hier konnte neulich berichtet werden, daß sich die Staatsanwaltschaft für den Inseratenteil unsere[r] Zeitungen zu interessieren beginnt. Wie ich nun erfahre, soll das Pressdepartement nicht zwei, sondern sogar vier neue Lesebeamte erhalten. Das ist in der Tat erfreulich, und man kann hoffnungsvoll dem Tage entgegensehen, da die 'Wiener Zeitung', die neuestens ohnehin an Pikanterie gewonnen hat, ein Erkenntnis publizieren wird, wonach die periodische Druckschrift 'Neue Freie Presse' wegen der Stelle, beginnend mit »Heiratsantrag« und endigend mit »Conträr« nach § 129 St. G. »beschlagnahmt« wird. Die Reihe konfiszierter Ansichtskarten, deren pikanter Inhalt jetzt die Rubrik »Erkenntnisse« füllt, soll doch hin und wieder durch ein freisinniges Blatt unterbrochen werden.

Da es aber der 'Neuen Freien Presse' schon heute gefährlich scheint, ihren Geschlechtskunden zu Rendezvous zu verhelfen, so trachtet sie sie auf alle mögliche Weise schadlos zu halten. Wo's mit der schönen Wirklichkeit nichts mehr ist, müssen sie mit schönen Bildern vorliebnehmen. Inserate wie das folgende — es steht jetzt fast täglich in der 'Neuen Freien Presse' — werden sich voraussichtlich häufen:

CURIOSITÄTEN!

30 Visitaufnahmen K 1.50 Brfm. Ver—
lag Berlin C., str. 9.

Daß sich die Gerichte mit dem Annoncenteil der 'Neuen Freien Presse' zu beschäftigen beginnen, hat übrigens die Nummer von Sonntag, dem 22. Juni bewiesen. Sie brachte den Heiratsantrag eines »K. k. Landesgerichts—Secretärs, 32 J., hübsche Erscheinung«. Wir vernahmen den Sehnsuchtschrei eines Wiener Gerichtsfunktionärs nach einem soliden häuslichen Mädchen mit ca. 50.000 Kronen. Es ist wohl anzunehmen, dass es sich in diesem Falle um eine »ernste Absicht« handelt; immerhin sollte der Herr Gerichtssekretär wissen, dass sein Antrag an der Stelle, wo er ihn zu plazieren beliebte, leicht mißdeutet werden kann. Die 'Neue Freie Presse' hat gerade in den »besseren« Familien, wo es noch solide häusliche Mädchen mit ca. 50.000 Kronen gibt, alles Renommee verloren, seit sie zu dem einträglichen Geschäft einer Vermittlerin noch den Nebenerwerb einer Kupplerin gefunden hat. Ich will gar nicht davon sprechen, daß selbst ein ernstgemeinter Heiratsantrag, da er im Annoncenwege gestellt wird, eines Richters unwürdig ist. Den heiratslustigen Offizieren hat das Reichs—Kriegsministerium durch einen Erlaß das Inserieren verboten. Daß jüngst trotzdem im 'Neuen Wiener Journal' ein Offizier seine Neigung und Eignung zur Ehe beteuerte, ist ein bedauerlicher Einzelfall. Es bedarf wohl nicht erst eines Erlasses des Justizministeriums, um Gerichtsbeamte von solch unwürdigem und, da der Name des einzelnen Inse-

renten doch nie genannt ist, erst recht den Stand kompromittierendem Vorgehen abzuhalten. Oder sollen die neuen Zensoren eines Morgens vor die Notwendigkeit gestellt sein, ein Inserat zu konfiszieren, das einen jungen, hübschen, kräftigen Staatsanwalt auf der Suche nach einem gleichgestimmten Reisebegleiter zeigt?

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Einem Geldmann. Ob Sie Herrn Ignaz SCHNITZER für das neue Blatt, das angeblich vom Herbst an unter seiner Ägide erscheinen wird, Geld geben sollen? GEWISS NICHT. Herr Schnitzer — das sollten Sie doch längst wissen — gehört zu jenen ewigen »Faiseuren«, die den Wiener Boden unsicher machen und denen sich unter allen jenen Geschäften, die sie »entrieren« möchten, noch immer der Gimpelfang als das einträglichste bewährt hat Sie mögen in den Nummern 2 und 30¹ der 'Fackel' nachlesen, was ich zur Charakteristik dieses hervorragenden, aber leider noch immer unbelohnten Patrioten geschrieben habe. Das Jubiläumsrundgemälde ist schmählich verkracht und das große Kaiserbuch von einem literarischen Verein zwar aus dem Käseladen gerettet, aber noch immer nicht verkauft. Daß der Herr Soiréen gibt, große Reisen macht und im »Unnummerierten« fährt, darf Sie nicht blenden. Das sind unbedingt notwendige VORAUSLAGEN, wenn ein großes Blatt entstehen soll oder auch wenn's dann nicht zustande kommt. Ich halte es nun für durchaus überflüssig, DASS es zustande kommt. Das »Projekt« LEIPZIGER soll endgültig begraben sein, und uns bleibt die Beschämung erspart, daß die Niederlassung eines Berliner Revolvermannes in Wien die einzige sichtbare Folge der Aufhebung des Zeitungsstempels ist. Soll jetzt Ignatz Schnitzer die sieghafte Kraft sein, die auf den Trümmern des Wiener Journalismus zukunftsstolz ersteht? Salo Kohn wollte nicht d'ran glauben und hat sich frühzeitig zurückgezogen. Bedenken Sie: EIN Salo Kohn! Auch der Kohlenhändler Berl — Inhaber des »berühmten« Salons Berl — ist abtrünnig geworden. Dass Herr Schnitzer auf anderen Gebieten bessern Dank verdient hätte, ist eine andere Frage. Er hat sich zuerst für »Venedig in Wien«, dann, für Österreich aufgeopfert. Wie Buttler im »Wallenstein« mag er, als die Ordensbeilage der 'Wiener Zeitung' am 2. Dezember 1898 seinen Namen nicht enthielt, und später, da ihm gemeldet ward, das Jubiläumswerk müsse in den Käseladen wandern, ausgerufen haben: »Dank vom Haus Österreich!« Aber er resigniert nicht wie Buttler, sondern wendet sich, da er die Bilanz seines Patriotismus gezogen hat, rasch entschlossen anderen Unternehmungen zu. Darum ist es Zeit, zu warnen. Beim Jubiläumsrundgemälde haben die Bauarbeiter, beim Kaiserbuch die Schriftsteller ihre Vertrauensseligkeit büßen müssen. Jetzt hat Herr Schnitzer schon Geldmänner angeworben und Journalisten aus ihren sicheren Stellungen gelockt. Sie nennen mir auch den Namen FRIEDJUNG, Nun, ich glaube nicht, daß dieser Schriftsteller erst gewarnt werden muß und daß seine antikorrptionistische Vergangenheit ihm den Eintritt in eine Schnitzersche Redaktion ohne weiters gestatten wird. Herr Dr. Friedjung hat eine Professur an der Prager Universität nicht ausgeschlagen, um an dem Lebenswerke Ignatz Schnitzers mitzuwirken, und wenn dieser Herr das Gerücht verbreitet, daß er ihn für den politischen Teil bereits »engagiert« habe, so wird sich die Ehrenhaftigkeit des Herrn Dr. Friedjung gegen eine derartige Zumutung schon zu wehren wissen.

1 #04 bzw. #11

Einem andern Geldmann. Ob Sie jenem LAURENCIC, der als »Direktor« des famosen 'Wiener Lokalanzeiger' seit etlichen Monaten sein Unwesen in Wien treibt, Geld geben sollen? GEWISS NICHT. Auch vor ihm — der arischen Ausgabe des Herrn Schnitzer — sei hier eindringlich gewarnt. Drucker, Papierhändler, Journalisten, Redaktionsdiener setzen dem wackern Manne hart zu, und er sieht sich genötigt, öfter auf Reisen zu gehen und zu irgendeinem Gimpel in Tirol zu fahren, dem er einen »Anteilschein« einhändigt. Erst war Herr Laurencic liberal, jetzt versucht er's ein Weilchen mit christlichsozialer Haltung. Auch er ist ein großer Österreicher. Sollte er eines Tages mit Zurücklassung zahlreicher patriotischer Aufrufe aus Wien verschwinden, mich wird's nicht wundern.

Leser in Brody. Sie schrieben mir vor einiger Zeit: »Es wird Sie in den trüben Stunden, die Ihnen Ihr Beruf bereiten mag, die Mitteilung vielleicht erfreuen, daß in unserer Stadt gegenwärtig eine Schmiere, die sich »Jüdisch—deutsches Theater« nennt, ein Schauspiel unter dem Titel: »DR. THEODOR HERZL oder DER ZWEITE BASELER CONGRESS« aufführt« Es treten darin als (mit den Händen) agierende Personen ER selbst, neben ihm — in entsprechender Verkleinerung natürlich — die zionistischen Führer Nordau und Mandelstamm, Industrielle, Ackerbauer usw. auf. Das Publikum zeigte sich, wie Sie berichten, für das literarische Produkt ganz unempfänglich und zischte es aus. — Hoffentlich läßt sich Herr Bukovics die Sache für sein jüdisch—deutsches Volks-

theater nicht wieder entgehen. Mit der Übersetzung hat's keine Schwierigkeiten. Der jüdisch—deutsche Dialekt wird — etwa von dem Titelhelden persönlich — einfach ins Deutsch—jüdische übersetzt, und an schwierigen Stellen nimmt man mit der Sprache der Hände vorlieb, für die nicht einmal ein Übersetzungshonorar zu zahlen ist und die das Premierenpublikum des Deutschen Volkstheaters — ich denke hier nicht ans Applaudieren — sehr gut versteht. Jedenfalls: Weiter können wir's nicht bringen. Theaterkritiker schreiben nicht nur Dramen, sondern werden auch noch selbst dramatisiert. Vielleicht erhalten wir demnächst Stücke wie: »Hermann Bahr oder Die zweite Italienische Reise«, »Julius Bauer oder Der zweite Heinrich Heine« usw. Gegen eine Probeaufführung in Brody haben wir gar nichts einzuwenden; noch willkommener wäre es uns freilich, wenn sich die Herren Titelhelden entschließen könnten, auch gleich als Theaterreferenten in Brody zu bleiben.

Betyar. Aus dem Sitzungsprotokolle der Stadtrepräsentanz der kgl. Freistadt Baja in Ungarn:

1. Antrag des Finanzausschusses, den Gehalt des Bürgermeisters (Hegedüs) von 4800 K auf 6000 K zu erhöhen. Einstimmig angenommen.
2. Antrag des Finanzausschusses, den Taglohn der Diurnisten von 2 K auf 1 K herabzusetzen. Einstimmig angenommen.

In Durchführung des zweiten Beschlusses wurden sämtliche Diurnisten entlassen. Am nächsten Tag wurde afficiert, daß Diurnisten mit einem Tageshonorar von 1 K neu aufgenommen werden. Am übernächsten zeigte es sich, daß in dem Diurnistenstatus keine Personalveränderungen eingetreten waren ...

Dr. O. F. Aus der mir übermittelten Entscheidung des Obersten Gerichtshofes in Sachen des Gründerrechtsunfugs bei der Creditanstalt glaube ich noch besonders hervorheben zu sollen, dass die Geltendmachung der Befangenheit des fachmännischen Laienrichters bei der II. Instanz (Herrn August SCHENKER—ANGERER) als Revisionsgrund nicht zugelassen wurde. Gleichgültig ist hierbei für mich, was der Oberste Gerichtshof über die Frage ausführt, ob Herr Schenker tatsächlich befangen war, allerdings, daß dieser Herr

von der II. Instanz am 10. Jänner ohne Wissen des klägerischen Vertreters einvernommen wurde, scheint mir nicht korrekt, da doch nach § 509 C.—P.—O. die Parteien den Erhebungen, die zur Feststellung der geltend gemachten Revisionsgründe notwendig sind, STETS beizuziehen sind. Hier aber will ich nur darauf verweisen, daß nach der Entscheidung des Obersten Gerichtshofes die Parteien »vor oder bei Beginn der Verhandlung beim Handelsgericht hinsichtlich des fungierenden Laienrichters Erkundigungen einzuholen« und eventuell die Befangenheit geltend zu machen haben. Eine spätere Feststellung der Befangenheit, wie sie in Nr. 35 der 'Fackel' erfolgte, nützt also nichts. Die 'Neue Freie Presse' wollte offenbar vermeiden, bei diesem Anlasse die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Laienrichterwesen zu lenken. Sie unterdrückte also einen Teil der in der oberstgerichtlichen Entscheidung angeführten Gründe. Das ist nicht auffallend; und auch darüber wird schwerlich ein mit den Verhältnissen Vertrauter sich wundem, daß die 'Neue Freie Presse' bereits im Morgenblatt vom 22. Mai ein Urteil publizieren konnte, das erst am 23. Mai dem Bezirksgericht für Handelssachen und am 26. Mai den Parteienvertretern zukam. Diesmal übrigens hat Freude die Berichterstattung des Blattes beflügelt. Die 'Neue Freie Presse' durfte auch wahrlich in der Entscheidung des Obersten Gerichtshofes einen Sieg der von ihr vertretenen Logik und Moral erblicken. Aber das letzte Wort in der Sache ist doch den anständigen Menschen und klaren Köpfen geblieben. In ihrer aller Namen hat Prof. Karl ADLER in Nr. 46 der 'Fackel' gesprochen, wie er ja auch in meinem Blatte (Nr. 14 am 20. August, zwei Tage VOR der Generalversammlung der Creditanstalt) als ERSTER seine Stimme gegen einen Unfug erhoben hat, der zu den schlimmsten der österreichischen Finanzgeschichte zählt,

B. S. Ich danke für Ihr freundliches Anerbieten; aber mit Berufung auf »Tatsachen, Ziffern und anderes Beweismaterial«, über das auch mein Gewährsmann verfügt, muß ich leider ablehnen. Begehen Sie nur einmal die Strecke Wien—Wolkersdorf! Ich glaube nicht, daß Sie dann noch spöttisch behaupten werden, den Berichterstatter hätten »die Lorbeeren des Herrn ELLENBOGEN nicht schlafen lassen.« War denn, was Dr. Ellenbogen — leider wird er von manchen Briefschreibern immer wieder mit dem Advokaten Elbogen verwechselt — gegen die Südbahn unternahm, kein gutes und nützliches Werk?

Socialdemokrat. Sie finden es seltsam, daß die 'Arbeiter—Zeitung' zwischen dem Erscheinen der Nr. 47 der 'Fackel und ihrer Erwiderung acht Tage verstreichen ließ? Ich staune vielmehr darüber, daß die 'Arbeiter—Zeitung' eine Frist von acht Tagen für ausreichend hält, um auch nur den flüchtigsten Leser die sachlichen Argumente vergessen zu machen, die man nicht zu widerlegen vermochte und also vernünftigerweise auch gar nicht zu widerlegen versuchte. Dass man SO RASCH entgegnete, halte ich für ungeschickt. Recht geschickt ist hingegen als Mittel der Polemik das Protzen der 'Arbeiter—Zeitung' mit ihrem Nichtverstehen meiner Ausführungen. Anders kann man es nämlich nicht nennen, wenn die 'Arbeiter—Zeitung' das Wort von der »Ehrlichkeit, die ich nicht leugnen DARF«, für sich ausnützt. Oder hat man den Nachsatz, den ich schrieb, wirklich nicht verstanden? Er gibt doch in populärster Form jene Lehre von der Kausalität wieder, die seit David Hume in das Bewußtsein aller Gebildeten übergegangen ist. Ich werde wohl auf die Sache noch zurückkommen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: K a r l K r a u s .
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.